

Zu Beginn möchte ich aus dokumentarischen Gründen noch einmal nach Ihrem Namen, Geburtstag und Geburtsort fragen.

Mein Name ist Ralph Raule. Ich wurde 1966 in Wiesbaden geboren und lebe heute in Hamburg.

Sie leben seit Ihrer Kindheit mit einer Hörbeeinträchtigung?

Art und Entwicklung der Beeinträchtigung

Bezüglich meiner Hörbeeinträchtigung gibt es drei Phasen in meinem Leben: Ich bin ohne Behinderung zur Welt gekommen, hatte die ersten drei Lebensjahre eine normale Sprachentwicklung und verlor dann durch eine Krankheit einen Teil meines Gehörs. Bis heute ist nicht klar, ob das durch Masern, Mumps oder auch eine Hirnhautentzündung verursacht wurde. Von da an brauchte ich Hörhilfen und auch Sprachförderung, war also fortan hörbehindert oder mittelgradig schwerhörig.

Im Alter von neun Jahren habe ich bei einer Hörgeräteanpassung (ein so genanntes ‚Hörgeräte-Trauma‘) mein restliches Gehör verloren, so dass ich seitdem auf beiden Ohren nahezu taub bin. Ohne Hörgeräte höre ich nichts, mit Hörgeräten kann ich zumindest Geräusche, aber auch Musik wahrnehmen, so dass mir das auch ein wenig bei der Kommunikation hilft. Unabhängig davon lese ich aber nahezu fast alles von den Lippen ab und nutze auch in vielen Bereichen die Gebärdensprache.

Kindheit und Jugend

Von Vorteil ist sicher auch, dass ich in einer sehr kommunikativen Familie aufwuchs und von früh auf gelernt habe, meine Gedanken zu artikulieren, Gesprächsstrategien zu entwickeln und so auch gelernt habe, mich aktiv in Gespräche einzubringen. Für mich persönlich war das gesamte Prozedere nicht unbedingt schwierig, wenn ich so zurückblicke.

Ich hatte schon eine schöne Schulzeit, fühlte mich wohl in der ‚behüteten Käseglocke‘ einer Gehörlosen- und Schwerhörigen-Schule. Die vielen Fahrtzeiten störten mich nur bedingt, auch die wenige Zeit innerhalb meiner Familie. Was mich störte, war, dass ich mich immer unterfordert fühlte, dass der Lernstoff in der Schule mir nicht genügte. Erst mit dem Wechsel auf die gymnasiale Oberstufe konnte ich meinen Wissensdrang befriedigen.

Anders war es für meine Familie. Die wenige Zeit mit mir, und die Vorstellung, ein hörbehindertes Kind zu haben, dem nicht wirklich alle Chancen offen stehen, war für viele in meiner Familie mehr als unbefriedigend. Geradezu passend war hier der Spruch eines Frankfurter Professors, der einst bei der Diagnose meiner Hörbehinderung zu meiner Mutter gesagt hatte: „Bitte setzen Sie nicht zu viele Erwartungen in Ihr Kind. Wenn es einen ordentlichen Handwerksberuf erlernt, ist das schon sehr gut.“ Dass ich später mal studieren und ein eigenes Unternehmen führen sollte, wäre diesem Professor wohl nicht in den Sinn gekommen.

Wie haben Sie in den 1960er Jahren Ihre Kindheit und in den 1970ern Ihre Jugendzeit verbracht? Welche Ereignisse haben Sie geprägt?

Wenn man von den 1960er oder ‘70er Jahren spricht, hat man bestimmte Bilder vor Augen. Ich kann jetzt nicht für mich sagen, dass ich diese Bilder mit meinen persönlichen Erinnerungsbildern verbinde: Ich habe viele Erinnerungen an meine Kindheit, die wenig mit den typischen Ereignissen aus den 1960er oder ‘70er Jahren zu tun haben.

Wenn ich zurückblicke, denke ich schon, dass ich eine schöne Kindheit hatte – mit vielen Erlebnissen, bei denen die guten Erinnerungen die schlechten überwiegen. Innerhalb meiner Familie war meine Hörbehinderung keineswegs immer präsent, zumindest habe ich das so wahrgenommen. Meine Familie hat dafür gesorgt, dass ich relativ normal aufwachsen konnte. Mit „normal“ meine ich, dass auf mich und meine Hörbehinderung keine gesonderte Rücksicht genommen wurde. Ich wurde nicht anders behandelt als mein ein Jahr jüngerer Bruder. Es wurde oft betont, dass Rücksichtnahme auf mich und damit verbunden mich „besonders zu behüten“ nicht viel bringen würde, da ich später, wenn ich älter wäre, auch keine Rücksicht von meiner Umwelt zu erwarten hätte. So sollte ich von früh auf lernen, mich mit der späteren Realität auseinanderzusetzen. Manchmal war das gut, manchmal war das aber auch sehr hart. Mein jüngerer Bruder Erik war da für mich ein großer Glücksfall. Wie ein Papagei hat er für mich alles beharrlich und geduldig wiederholt, was in unserer Umgebung an Gesprächen oder Kommunikation stattfand. So habe ich beispielsweise beim Fernsehen immer auch ihn angesehen, weil er alles wiederholt hat, was gerade gesprochen wurde und ich so die Inhalte verstehen konnte.

Gut erinnern kann ich mich an die vielen Gesprächen in unserer Familie, bei denen er immer darauf geachtet hat, dass ich alles mitbekam und ich so durch ihn die Möglichkeit hatte, auch meiner Rolle als Erstgeborener gerecht zu werden und immer voran zu laufen. Das war für Erik wichtig, denn so konnte er sich hinter meinem Rücken zuweilen verstecken – wie auch für meine persönliche Entwicklung, denn dadurch war ich ungehemmt und bin neugierig auf alles zugegangen. **Ich weiß nicht, wie es für mich gewesen wäre, wenn ich ältere Geschwister gehabt hätte, die sich um mich „gekümmert“ und alles für mich gemacht hätten. Vielleicht wäre ich dann auch so geworden, wie ich viele (hör)behinderte Menschen wahrnehme: anfangs oft „verwöhnt“ und dadurch sehr unselbständig und abhängig.** Natürlich ist es bei der Erziehung anstrengender, Kinder immer wieder in den Alltag miteinzubeziehen, ihnen geduldig alles zu erklären, mehrfach zu wiederholen, ihnen erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken – als es selbst schnell zu erledigen. Heute erkenne ich bei meinen eigenen drei Kindern, wie wichtig eine solche Erziehung für das spätere Leben ist.

Ich war also – sehr zum Bedauern meiner Mutter – schon früh selbstständig und habe bereits mit elf Jahren eine einschneidende Entscheidung getroffen: Ich wollte nicht mehr tagtäglich mit dem Bus zur Schule pendeln, jeweils zwei Stunden hin und zurück, sondern ins Internat der Schule gehen. Zu Hause hatte ich keine Freunde, mein Bruder war bei seinen Freunden, und meine Mutter arbeitete. Meine Schulkameraden und Freunde waren nahezu alle im Internat. Viele Versuche meinerseits oder meiner Familie, mich in Vereine oder Kindergruppen zu integrieren, hatten aufgrund der Kommunikationsschwierigkeiten oft nicht funktioniert. Darunter habe ich als Kind schon manchmal gelitten, ich wollte ja gern dabei sein. Besonders beim Fußballspielen wollte ich unbedingt etwas erreichen, aber wenn man auf die Zurufe der Mitspieler nicht reagieren kann und auch in den Strategie-Besprechungen nicht alles versteht, hilft selbst das größte Talent nicht weiter. In Mannschaftssportarten kam ich bei Hörenden also nicht weiter, fand aber später bei Gehörlosen-Mannschaften den Anschluss und konnte viele sportliche Erfolge erringen. Für kurze Zeit war ich sogar in der Fußball-Nationalmannschaft der Gehörlosen, worauf ich heute noch stolz bin.

Zugang zu Gehörlosen fand ich erst im Alter von 15 Jahren, als wir mit der Schulmannschaft der Schwerhörigen-Schule gegen die Schulmannschaft der Gehörlosen-Schule antraten und ich erstmals mit Gehörlosen und der Gebärdensprache in Berührung kam. Zuvor war uns von den Lehrern die Nutzung der Gebärdensprache strikt untersagt worden, weil wir durch die Gebärdensprache das Sprechen verlernen würden. Dieses Mantra steckt bis heute in vielen Schwerhörigen drin und führt zu einer erbitterten Ablehnung der Gebärdensprache und entsprechend der Gehörlosen. Ich habe das nie

wirklich verstanden und mich einfach darüber hinweggesetzt, weil ich viel Spaß hatte an der Kommunikation mit Gehörlosen mittels der Gebärdensprache. Denn dann hatte ich erstmals das Gefühl, voll dabei zu sein und nicht darauf angewiesen zu sein, was andere für mich quasi „übersetzt“ haben. Es war der erste Schritt zu meiner Selbstbestimmung!

Aus welchen Elternhaus stammen Sie, und wie hat es Sie beeinflusst?

Es gibt hier zwei entscheidende Aspekte: Ich war sechs Jahre alt, als meine Eltern sich getrennt haben und Erik und ich fortan bei meiner Mutter aufwuchsen. Diese Trennung wirkte sich in vielen Bereichen aus, weil meine Eltern beide starke Persönlichkeiten waren, aber eben auch sehr unterschiedlich. Während unsere Mutter unsere Individualität, unsere Stärken achtete und unsere Persönlichkeiten förderte, war mein Vater mehr darauf bedacht, Höchstleistungen zu fordern, zugleich aber auch gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg zu haben, dem er bedingungslos alles unterordnete. Da blieb dann wenig Raum für Empathie und zwischenmenschliche Sentimentalitäten. Gemeinsam war beiden, dass sie aktiv, gestalterisch wirkten, Verantwortung übernahmen und unternehmerisch dachten.

Der zweite wichtige Aspekt ist: In meiner Familie sind nahezu alle selbständig tätig. Meine Mutter stammte aus einem Unternehmer-Haushalt, meine Großeltern hatten eine große Fabrik. Mein Vater hatte eine der größten privatwirtschaftlichen Autovermietungen in Deutschland. Entsprechend hatte ich, was materielle Dinge angeht, keine Sorgen. Aber der Leistungsanspruch an mich hat mich zuweilen schon zweifeln lassen, ob ich dem genügen könne. Umgekehrt hat es mir aber auch gezeigt, dass man mit Fleiß, Zuversicht, Selbstbewusstsein und Leistungswillen weit kommen kann.

Viel habe ich auch meiner Großmutter mütterlicherseits zu verdanken. Sie hat mir in vielen Situationen ohne kritisches Fragen oder Zweifel immer den Rücken gestärkt und mich auch in Situationen unterstützt, in denen mir meine Eltern die Unterstützung verweigert haben. So war meine Großmutter eine sehr wichtige und auch moralische Stütze, die mich geprägt und geformt hat und besonders im Spannungsbogen zwischen Behinderung und Höchstleistung geholfen hat, meinen Weg zu finden.

Folgen einer Hörbehinderung und Gegenstrategien

Was bedeutet für Sie (hör)behindert Sein?

In erster Linie bedeutet es, von vielen Menschen abgeschnitten zu sein, weil ich Gesprächen nicht einfach folgen kann und mich selbst schon sehr aktiv in Gespräche einbringen muss, um dem Geschehen folgen zu können. Das funktioniert aber nur, wenn ich selbst kommunizieren kann, wenn ich selbst Gesprächsstrategien entwickle. Manchmal wirkt das für Außenstehende aufgesetzt oder aufdringlich, was nicht immer von Vorteil ist. Viele Gesprächspartner empfanden die Kommunikation mit mir als anstrengend, weil ich sie ständig angesehen habe, jede kleinste Gesichtsbewegung registriert und versucht habe sie zu interpretieren. Hinzu kam, dass ich oft unterbrochen und nachgefragt habe, so dass sich keine wirklich entspannte Gesprächssituation entwickeln konnte. Zuweilen wünsche ich mir, Gespräche einfach als stiller Teilnehmer verfolgen zu können, ohne ständig aktiv mitdenken und kommentieren zu müssen, um mitzubekommen, was gesprochen wird. Im Lauf meiner Lebensjahre habe ich dann gelernt, lockerer und gelassener damit umzugehen, nicht alles verstehen zu wollen, aber auch, selbst aktiv Geschichten zu erzählen, um für andere ein interessanter Gesprächspartner zu sein.

Es fällt natürlich auf, dass mit zunehmenden Stationen in meiner Vita meine Gesprächspartner mir mehr Respekt entgegenbringen und so mehr Ruhe und Geduld ins

Gespräch kommen. Das merke ich besonders dann, wenn ich mit irgendwelchen Menschen auf der Straße kommuniziere, die mich nicht kennen. Dann greifen meine bewährten Gesprächsstrategien ins Leere, und ich bin auf das bloße Hörverstehen angewiesen. Dann funktioniert die Kommunikation nicht mehr. Das Lippenlesen hat Grenzen, ich kann als Geübter maximal 30 bis 40 % von den Lippen ablesen, den Rest muss ich kombinieren. Das bedeutet: Ich brauche gute Lichtverhältnisse, ich muss den Kontext eines Gesprächs kennen und über einen großen Wortschatz verfügen, auf den ich blitzschnell zugreifen kann, um alles wie ein Puzzle zusammenfügen zu können. Dieses permanente Kombinieren strengt sehr an. Außerdem greift es nicht bei Menschen, die in ihrer Themenwahl sehr sprunghaft und assoziativ sind. Hinzu kommt, dass mein Prozess des Verstehens derart in meine Gedächtnisleistung eingreift, dass kaum Platz für eigene Ideen bleibt, die ich als aktiver und interessanter Gesprächspartner gern eingebracht hätte. Um das alles bewerkstelligen zu können, brauche ich öfter Ruhepausen, ausreichend Schlaf und immer wieder auch den Blick nach innen, um mich nicht zu zerreißen.

Dieser permanente innere Kampf führte letztlich dazu, dass ich mich zuweilen zurückgezogen oder mich dorthin gewendet habe, wo ich sichere und entspannte Kommunikation genießen konnte. Für mich war diese Erkenntnis der Weg in die Gemeinschaft und Kultur der Gehörlosen. Dort habe ich erstmals erlebt, wie ich entspannt und zweifelsfrei kommunizieren konnte und dass es eine perfekte Kommunikation, wie ich sie sonst nur bei Hörenden sehe, auch für mich geben kann. Es ist aber nicht diese Erkenntnis allein, die mich zu gehörlosen Menschen hinzieht. Es ist auch ein großartiges Gefühl, Teil einer weltumspannenden und wunderbaren Gemeinschaft zu sein. Egal, wo ich mich auf unserer Erde befinde – sobald ich mit anderen Gehörlosen zusammenkomme und wir erkennen, wir sind gehörlos, können wir miteinander kommunizieren. Das gilt, obwohl die Gebärdensprache keineswegs international ist und es sogar regionale Unterschiede gibt. Wir sind Augenmenschen, wir erleben weltweit von Seiten der Hörenden, welche Barrieren sie uns auferlegen und wie sie uns diskriminieren. Diese Diskriminierungserfahrung verbindet Gehörlose so stark, dass sie das übliche Misstrauen, mit dem man normalerweise fremden Menschen begegnet, ablegen. Wer einmal große Kultur- oder Sportveranstaltungen der Gehörlosen erlebt hat, der spürt diese unbändige und unerschütterliche Energie, die in dieser Gemeinschaft liegt und die Kraft gibt gegenüber den alltäglichen Diskriminierungen. Innerhalb dieser Gemeinschaft verschwindet das Gefühl der Behinderung komplett. Man sieht sich dann überwiegend als eine Sprach- und Kulturgemeinschaft.

Mangel an Vorbildern für hörbehinderte Menschen

Welche Vorbilder haben Sie inspiriert?

Ich möchte ehrlich sein: Im jugendlichen Alter hatte ich keine Vorbilder, weil ich keine erwachsenen Hörbehinderte kannte. Hörende Personen waren nicht wirklich Vorbilder für mich, weil sie andere Erfahrungen und einen anderen Lebensweg hatten. Das war besonders später, als ich studiert habe, eine bittere Erkenntnis, dass ich nur wenige Menschen hatte, die ich hätte ansprechen und nach ihren Erfahrungen fragen konnte. Ich habe Betriebswirtschaft studiert und war damit bundesweit relativ alleine unter hörbehinderten Menschen. Die meisten, die ich kannte, studierten technische Berufe oder Erziehungswissenschaften. Das war wenig hilfreich. Auch gibt es bis heute nur eine Handvoll hörbehinderter Menschen in Deutschland, die tatsächlich als Manager arbeiten und sich in diesem kommunikativen Beruf durchsetzen konnten. Sie sind so mit ihrem Job und der Kompensation ihrer Behinderung ausgelastet, dass sie sich nicht als Coaches

oder Vorbilder eignen. Das ist etwas, was ich bis heute sehr vermisse: Sich locker und ungezwungen mit anderen Personen austauschen zu können, die eine ähnliche Qualifikation und einen ähnlichen Erfahrungshintergrund haben wie ich. Der ‚normale‘ Manager hat oft keine große Geduld und Lust, sich mit behinderten Menschen auszutauschen, auch, weil er sich fragt, was ihm das bringen könnte. Gerade in meinem Beruf ist die Kosten-Nutzen-Abwägung tief verwurzelt und lässt wenig Spielraum für soziale Interaktionen übrig. Ich erlebe, dass das in anderen Berufen etwas anders ist oder sich wandelt. Deshalb versuche ich nun, selbst Vorbild zu sein für andere hörbehinderte Menschen und sie auch durch Coaching bei ihrem Lebensweg zu begleiten.

Studienhindernisse

Wie haben Sie Ihr Studienfach gefunden und Ihr Studium realisiert?

Nach dem Abitur wollte ich auf alle Fälle studieren. Aber mein Vater sagte: „Mache erst einmal eine vernünftige Ausbildung, studieren kannst du immer noch.“ Auf sein Anraten hin habe ich dann verschiedene Bewerbungen abgeschickt, habe Praktika bei Banken absolviert und dann einen Ausbildungsvertrag von der Dresdner Bank in Wiesbaden bekommen. Damit war das Thema Studium für die nächsten beiden Jahre vom Tisch. Ich habe meine Ausbildung als Bankkaufmann begonnen und auch abgeschlossen. Mit der kaufmännischen Ausbildung war im Prinzip der Weg für ein Studium der Betriebswirtschaft geebnet. Außerdem hatte ich ja gute Aussichten, später im Unternehmen meines Vaters einzusteigen.

Das Studium selbst gestaltete sich dann nicht so einfach. Zunächst hatte ich mich an der Universität Mainz eingeschrieben und bin dann nach fünf Semestern an die Fern-Universität Hagen gewechselt. Der Grund dafür war, dass ich große Schwierigkeiten hatte, den Vorlesungen zu folgen. Ich hatte damals keine Mitschreibkräfte, auch keine Gebärdensprachdolmetscher und war so den ganzen Tag darauf angewiesen, alles mittels Lippenlesen sowie mit einer Mikroport-Anlage zu verstehen. Von Seiten der Fachschaft gab es keine Manuskripte zu den Vorlesungen. Lediglich ein wissenschaftlicher Mitarbeiter hat mir Unterlagen gegeben, ansonsten war ich ganz allein auf mich gestellt. Auch meine Kommiliton*innen waren nicht wirklich „nett“. So gab es einen Vorfall, der mich noch heute erschüttern lässt. Mein Problem damals war, dass die Universität zum damaligen Zeitpunkt – das war 1989 – doppelt so viele Studierende angenommen hat, als sie verkraften konnte. Und so stapelten sich die Studierenden auch draußen im Flur. Ich hatte mich deswegen an einen Vertreter der Schwerbehindertenvertretung der Universität gewandt und mit ihm zusammen in den Hörsälen jeweils zwei Plätze markiert, die für mich fortan reserviert waren, damit ich bei den Vorlesungen immer ganz vorn sitzen können und für das Lippenlesen einen guten Blick auf den Dozenten haben würde. Als ich dann das erste Mal zu meinem Platz gehen wollte, saß jemand darauf. Ich bat ihn, sich zu erheben und musste feststellen, dass die Markierungen verschwunden waren. Auf dem Boden lag etwas Zusammengeknülltes, und als ich ihn anblickte, wurde er zwar rot, verweigerte aber den Zugang zum Platz. Dieses Beispiel zeigte mir, wie wenig solidarisch es bei den BWLern zugeht. Es zeigte sich auch später bei den Lerngruppen. So war ich immer auf mich allein gestellt.

Da mir die Bücher kein ausreichender Ersatz für die fehlenden Mitschriften waren, bin ich dann noch im Grundstudium auf die Fern-Universität Hagen gewechselt. Das war dann wesentlich besser für mich, da nun alle Unterlagen vollständig vorhanden waren. Mir fehlten aber doch Menschen, mit denen ich mich hätte austauschen können, und so war es dann eine harte Sache, das Studium über vier Jahre komplett allein in den eigenen vier

Wänden zu bewältigen. Aber letztlich habe ich es geschafft und habe für meine heutige Arbeit eine wertvolle theoretische Grundlage bekommen. Aber wenn ich noch einmal studieren würde, dann an einer richtigen Universität mit Schriftsprach- und Gebärdensprachdolmetschern. Denn im Studium erwirbt man nicht nur ein theoretisches Grundgerüst, sondern baut auch ein persönliches Netzwerk auf, das im späteren Leben gut helfen kann. Das hatte ich so nicht und habe dann gemerkt, wie wichtig das an vielen beruflichen Wendepunkten sein kann.

Vom Sozialunternehmen zur Behindertenpolitik

Sie sind Diplom-Kaufmann mit Psychologiestudium, Organisationspsychologe und Sozialunternehmer. Welche persönlichen Ressourcen haben zu Ihrem sozialunternehmerischen Erfolg beigetragen?

Das ist eine Kombination aus vielen Faktoren: Neben meiner Qualifikation und meinen beruflichen Erfahrungen sind die Werte und Erfahrungen aus meinem elterlichen Unternehmer-Haushalt von großer Bedeutung. Sie haben mich geprägt und mir gezeigt, was sich mit Einsatz und Willen erreichen lässt. Meine Hörbehinderung wirkt sich zwar theoretisch einschränkend aus, weil sie bestimmte Bereiche nicht zulässt, aber sie zwingt mich auch, mich zu fokussieren und auf Nischen zu setzen, die andere nicht erkennen. Letztlich ist dann noch ein großes Netzwerk wichtig, von dem ich weiß, wer mir wo und wie weiterhelfen kann. Gerade in der Anfangszeit muss man Kontakte knüpfen, Kontakte knüpfen, Kontakte knüpfen. Das sagt sich leicht für jemanden wie mich, der ausgerechnet bei der Kommunikation Probleme hat. Später gilt es zu lernen, wie man Visionen entwickelt und andere mit auf die Reise nimmt. Antoine de Saint-Exupéry beschreibt das wunderbar: „Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“

Wann haben Sie sich das erste Mal politisch engagiert?

Richtig bewusst und offiziell habe ich mich 2005 in die politische Arbeit begeben – mit meiner Berufung zum Schatzmeister des Deutschen Gehörlosen-Bunds e.V. (DGB). Zu dieser Ehre bin ich gekommen, weil man beim Deutschen Gehörlosen-Bund erkannt hatte, dass es seit zwei Jahren mit der Gründung des Unternehmens Gebärdensprache eine kompetente Beratungsstelle gab, die sich professionell um die Belange und Bedürfnisse von Gehörlosen kümmerte. Da lag es nahe, mich als Diplom-Kaufmann als Schatzmeister einzubinden. Im Verlauf meiner dreijährigen Tätigkeit beim DGB habe ich mich dann auch sehr stark um das Thema Barrierefreiheit gekümmert, auch, weil es vom Beruflichen her sehr gut gepasst hat und ich die vielen Behördenkontakte einbringen konnte, die ich über unser Unternehmen hatte. Die Tätigkeit beim DGB hat mir sehr geholfen, weitergehende Kontakte auch auf politischer Ebene herzustellen – zu den Parteien und zu politischen Entscheidungsträgern –, aber auch zu verstehen, was die Hintergründe und die Strukturen der politischen Arbeit und der Behörden waren. Im Zusammenhang mit meiner Tätigkeit beim DGB habe ich dann auch sehr aktiv in diversen Arbeitsgruppen zur Barrierefreiheit für Gehörlose mitgearbeitet und in den einzelnen Gremien, Arbeitsbereichen und auf Kongressen immer wieder das Thema Gebärdensprache miteingebracht, weil dort das Thema Gehörlose oft vergessen wurde. In gewisser Weise hege ich dafür auch Verständnis und unterstelle Niemandem eine böse Absicht, denn bisher sind Gehörlose ja kaum in Erscheinung getreten, um auf ihre Kommunikationsbarrieren hinzuweisen. Erst durch mein beharrliches und kontinuierliches Auftreten kam plötzlich jemand aus den Reihen der Gehörlosen und sagte: „Wir brauchen mehr Gebärdensprachdolmetscher, wir

bekommen sonst von der Kommunikation nichts mit.“ Andererseits war es für mich oft auch sehr mühsam: Ich war ja oft allein unterwegs, und viele haben sich gefragt, ob es außer dem Ralph Raule auch noch andere Gehörlose gebe, oder ob ich nur für mich selbst spreche? Das war manchmal schon schwierig. Mit dem DGB im Boot war es natürlich einfacher, bestimmte Ansprüche zu formulieren. Dennoch: Man braucht einen langen Atem. Es hat fast zehn Jahre gedauert, bis in der ‘Barrierefreien-Informationstechnologie-Verordnung’ (BITV) das Thema Gebärdensprache fest verankert wurde. Die erste Version der BITV wurde 2002 veröffentlicht. Aber erst seit der zweiten Version von 2012 gilt die Verpflichtung für die Bundesbehörden, dass sie auf ihren Webseiten Inhalte in Gebärdensprache darstellen müssen. Ich sehe von der Praxis her, wie mühsam alles noch ist. Oft wird die Frage gestellt, ob sich das denn lohne, ob denn überhaupt so viele Gehörlose in Deutschland leben? Darauf gibt es zwei Antworten: Zum einen hat Deutschland im Jahr 2008 die UN-Behindertenrechtskonvention ratifiziert. Hier wird Gebärdensprache als Menschenrecht aufgegriffen. Warum dann die Frage? Zum anderen verhält es sich bei der Frage nach einer lohnenden Zahl von Gehörlosen wie mit der Henne und dem Ei: Was war zuerst da? Wenn es keine Gebärdensprache gibt, dann gibt es keine Bildung bei den Gehörlosen. Wenn es keine Bildung bei den Gehörlosen gibt, dann kennen sie auch ihre Rechte nicht, können sie nicht einfordern und treten nicht in Erscheinung.

Seit 2012 bin ich nun Vorsitzender des Gehörlosenverbands Hamburg. Hier bin ich zunächst “nur” auf Landesebene tätig, habe aber den Vorteil, dass die Wege kürzer sind als auf Bundesebene, dass ich schneller an höhere Amtsträger herankomme und dass wir mittlerweile hier in Hamburg gut präsent sind. Ich denke, ich kann schon sagen, dass der Gehörlosenverband in Hamburg einer der Aktivposten der Selbsthilfeverbände ist und wir einiges bewegen, das weit über das hinausgeht, was in der Bundespolitik passiert. Wenn ich auf die zwölf Jahre meines politischen Wirkens zurückschaue, denke ich, wir haben schon Einiges erreicht. Auf der anderen Seite muss ich aber auch klar sagen: Es fehlt noch an Vielem. Gerade bei der Entstehung des Bundesteilhabegesetzes blieben die Gehörlosen in vielen Bereiche noch unberücksichtigt. Zum Beispiel bei der sozialen Teilhabe: Wenn ein gehörloser Mensch Rechtsbeistand braucht oder zum Notar gehen möchte, dann hat er keine Unterstützung. Er oder sie muss den Dolmetscher aus eigener Tasche bezahlen - oder eben darauf verzichten, was die meisten dann auch tun. Und damit sind wieder bei der Henne und beim Ei: Ohne Forderung kein Recht, und ohne Recht kein wirklich menschenwürdiges Leben.

Selbstbestimmung hörbehinderter Menschen – Ziele und Barrieren

Was verbinden Sie mit Selbstbestimmung, und wann fühlen Sie sich selbstbestimmt?

Selbstbestimmung ist ein sehr großes Wort. Man versteht ja darunter, dass man selbst sein eigenes Leben in der Hand hat und darüber bestimmen kann. Das betrifft viele Lebensbereiche und Gesellschaftsschichten. Für behinderte Menschen ist Selbstbestimmung eine essentielle Frage – auch, weil sie in vielen Bereichen von anderen Menschen abhängen. Bei hörbehinderten Menschen ist das Problem die Kommunikation. Wenn ich an viele Informationen selbst nicht herankomme, wenn ich darum kämpfen muss, etwas zu verstehen, wenn ich dann im Grunde resigniere und aufgabe, da stellt sich natürlich auch die Frage: Wie kann ich selbstbewusst und damit auch selbstbestimmt werden? Wie kann ich für mich selbst sorgen, die Dinge selbst in die Hand nehmen und regeln? Selbstbestimmung ist äußerst schwierig, wenn man nicht kommunizieren kann.

Ich erlebe bei vielen hörgeschädigten Menschen, dass sie sich oft vertreten lassen. Wegen der Kommunikationsbarrieren gehen sie nicht zur Betriebsversammlung oder zur Teambesprechung, sie bestellen keine Gebärdensprachdolmetscher und begnügen sich lieber damit, dass der Kollege von nebenan die Informationen für sie aufbereitet und sie so erfahren, was in Sitzung besprochen wurde. Sie merken nicht, dass sie selbst gar nicht aktiv mit dabei sind, sondern nur passiv Informationen konsumieren. Das ist aber zu wenig, weil Andere dann darüber bestimmen, welche Informationen der Hörbehinderte bekommt. Wenn hörbehinderte Menschen sich nur ungenügend beteiligen, taucht außerdem das Problem auf, dass Außenstehende von den wirklichen Bedürfnissen hörbehinderter und gehörloser Menschen gar nichts mitbekommen und Informationen über sie nur aus dritter Hand bekommen. Als Betroffener kann man den Prozess der Information und der Außendarstellung aber nur steuern, wenn man auch selbst anwesend ist. Das ist die eine Erfahrung, die ich oft mache. Andererseits – oder vielleicht auch aus genau diesem Grund – erlebe ich als Betroffener, der zu einer Versammlung geht und sagt „Hallo, ich bin gehörlos, ich brauche einen Gebärdensprachdolmetscher“, dass dann immer gleich die Diskussion um die Kosten losgeht und wer sich darum kümmern soll. Das ist aufwändig und mühsam. Darum haben viele hörbehinderte Menschen den Wunsch, einfach kommen und gehen zu können wie andere Teilnehmer*innen auch. Und sie möchten auch folgenlos gehen können, obwohl ein Gebärdendolmetscher da ist. Die schon oft vernommene Aussage „Jetzt haben wir extra Gebärdensprachdolmetscher bestellt, aber der Gehörlose war nur kurz da, das hat uns viel Geld gekostet, das lohnt sich so nicht“ ist frustrierend. Diese Reduzierung auf reine Kosten-Nutzen-Abwägungen sind oft hinderlich im Zusammenarbeiten und -leben mit hörbehinderten Menschen.

Ich persönlich sehe mich in vielen Bereichen gut integriert und entsprechend selbstbestimmt, aber auch ich komme an Kommunikationsgrenzen. Es gibt immer wieder Situationen, an denen auch ich nicht alles verstehe, selbst wenn Gebärdensprachdolmetscher anwesend sind. Manchmal klappt die Kommunikation nicht, weil nicht alles so übersetzt wurde, dass Sinn entsteht. Dann spüre ich, es fehlen Informationen, ich komme nicht richtig mit, ich merke, es werden andere Worte in der Lautsprache benutzt, als sie in der Gebärdensprache übersetzt werden, und ich komme deswegen nicht wirklich in die Diskussion oder in die Gespräche rein. Dann fühle ich mich schon abgehängt. Solche Situationen sind frustrierend und nagen an der Substanz.

Das ist auch mit ein Grund, warum ich mich selbstständig gemacht habe. Ich wollte diese Abhängigkeiten loswerden, zudem wollte ich selbst Akzente setzen. Daher suche ich Nischen, um für Menschen aktiv zu werden, die selbst nicht so kommunizieren können wie ich es kann. In dieser Hinsicht fühle ich mich als Vertreter von vielen gehörlosen Menschen, die selbst nicht artikulieren können, was sie brauchen. Ich schöpfe sehr viel Kraft aus der Gemeinschaft der Gehörlosen und natürlich auch aus den Erfolgserlebnissen, weil ich ihnen viel geben kann. Manchmal sind das nur kleine Schritte und mühsam erkämpft, aber es gibt die Erfolgserlebnisse, die mir das Gefühl der Selbstbestimmung geben. Für mich kann ich das so sagen. Aber eine richtige Selbstbestimmung im Sinne von „Gehörlose sind genauso wie Hörende“ – das sehe ich noch lange nicht, davon sind wir noch weit entfernt.

Selbst-Empowerment

Sie sind geschäftsführender Gesellschafter von Gebärdensprachwerk und Vorsitzender des Gehörlosenverbandes Hamburg. Wie haben Sie sich als Sozialunternehmer und Aktivist für Menschen mit Hörbeeinträchtigungen selbst empowert, und wie empowern sie andere?

Wie gesagt, bin ich von meinem persönlichen, familiären Umfeld sehr stark in die Richtung geprägt worden, dass ich im Vieles selbst machen und aktiv werden muss, dass ich nicht darauf warten soll, was Andere für mich tun. Wenn ich etwas will, dann setze ich das auch um und schaue, was dabei herauskommt. So war das auch bei der Gründung vom Gebärdenwerk gewesen. Und so ist es auch in vielen politischen Bereichen: Wir haben eine Idee, wir werden aktiv, wir setzen Akzente und schauen mal, was dabei herauskommt. **Denn grundsätzlich müssen wir davon ausgehen, dass in unserer Gesellschaft viele Menschen kaum etwas von Hörbehinderung wissen. Es ist ja eine Kommunikationsbehinderung, und das bedeutet: Von anderen erfahre ich relativ wenig und kann nicht selbst und direkt mit ihnen kommunizieren. Hinzu kommt die Schriftsprach-Problemik: Viele Hörbehinderte sind nicht gut in der Schriftsprache. Sie wissen das und äußern sich deshalb auch wenig schriftlich. Das bedeutet, sie beteiligen sich in vielen Bereichen nicht. Das ist mit ein Grund, warum Gehörlose praktisch in ihrer eigenen Welt bleiben, wo sie die Barrieren nicht so stark wahrnehmen.** Wenn ich aber immer nur unter Meinesgleichen bleibe, ist das zwar bequem, aber ich kreise auch immer nur um mich selbst und vermeide Konfrontationen mit der Außenwelt. Deshalb die entscheidende Frage: Wie können wir aus unserem Kreis heraustreten? Wie empowern wir uns im Sinne von: Was macht mich stark? Untereinander sind die Gehörlosen stark, weil sie bei sich auf keine Barrieren stoßen. Hier holen sie sich die Kraft und die Energie, um im Kampf "draußen" bestehen zu können. Aber wenn es darum geht, hinauszugehen, müssen wir Kommunikationsbarrieren überwinden, brauchen wir Gebärdensprachdolmetscher und technische Unterstützung. Da sind dann so viele Probleme zu lösen, dass viele Gehörlose auf ihre Rechte verzichten, weil sie nicht wissen, wie sie die einfordern können. Deswegen passiert da relativ wenig.

Im Gegensatz zu vielen Gehörlosen habe ich hingegen gute Voraussetzungen: Ich bin in einer unternehmerischen Familie aufgewachsen, habe ein Studium abgeschlossen, habe Selbstbewusstsein erworben und erkannt, dass ich meines Glückes Schmied sein kann. Und wenn ich Erfolg habe und zeigen kann, wie es funktioniert, dann sehen an mir auch die anderen: Das ist etwas, was ich auch schaffen kann. Das ist im Prinzip das große Thema beim Empowerment. Deshalb führen wir beim Gehörlosenverband sehr viele Veranstaltungen durch, die mit Empowerment zu tun haben.

Als Vorsitzender des Gehörlosenverbands habe ich ein hohes politisches Amt inne, habe eine Vorbildfunktion, die jungen Gehörlosen schauen auf mich. Ich gebärde mit ihnen, wir bilden Arbeitsgruppen, und ich ermutige sie, selbst aktiv zu werden. Wir haben hier beispielsweise einen sehr engen Kontakt zu iDeas, der Vereinigung gehörloser Studierender in Hamburg. Mit denen überlegen wir uns verschiedene Ideen und fragen uns, was können wir anders machen? Hier merke ich, da wächst etwas ganz Neues und Gutes zusammen, das zukunftsweisend ist und diese jungen Gehörlosen bestärkt, ihren eigenen Weg gehen zu können, aber auch die Gehörlosen-Gemeinschaft zu stärken. In diesem Zusammenhang laden wir auch Politiker ein, um Brücken zu schaffen und zu zeigen, dass wir nah an den Lösungen dran sind und an den gesellschaftlichen Stellschrauben arbeiten, damit Gehörlose besser an der Gesellschaft teilhaben können.

Hörbehinderung in der Gesellschaft – und im historischen Wandel

Welche Hürden müssen Menschen mit Hörbehinderung in unserer heutigen Gesellschaft überwinden, und wie machen sie das?

Eine Hörbehinderung besagt, dass ein Mensch Probleme in der Kommunikation hat. Er hat Schwierigkeiten, das wahrzunehmen, was gesprochen wird. Diese gestörte Wahrnehmung kann sich auch auf das Verständnis der Schriftsprache auswirken, weil die Schriftsprache eine Codierung der gesprochenen Sprache (Lautsprache) darstellt. Wenn man die Lautsprache aber nur rudimentär versteht, dann kann man folglich auch viele Begriffe, Redewendungen, grammatikalische Feinheiten usw. nicht verstehen. In diesen Zusammenhang fallen dann auch die Schwierigkeiten, sich selbst so zum Ausdruck zu bringen, sich so zu artikulieren und zu formulieren, dass man von anderen verstanden wird. Ich beobachte das in vielen Bereichen, in denen hörbehinderte Menschen Schwierigkeiten haben, sich verständlich zu artikulieren. Und selbst, wenn sie es einmal schaffen, einen Satz gut zu artikulieren, ist es oft nicht das, was sie wirklich ausdrücken wollten.

Wie geht man dagegen an? Zuerst muss man schauen, wer in welchem Ausmaß wie davon betroffen ist. Hörbehinderung ist ein sehr breites Spektrum. Ich habe für mich ein grobes Muster entwickelt, das die Thematik verständlicher macht: Auf der einen Seite gibt es die Menschen, die mehr auditiv orientiert sind. Die können durch technische Hörhilfen usw. ihre Nachteile so weit ausgleichen, dass sie im Prinzip kommunikativ und in der Gesellschaft so integriert, dass andere gar nicht merken, dass diese Menschen hörbehindert sind. Das ist meines Erachtens der größere Teil. Diese Menschen lassen sich auch nicht politisieren, weil sie ja scheinbar keine "Probleme" haben. Daneben gibt es eine weitere Gruppe, ich nenne sie visuelle Menschen. Sie sind selbst mit technischen Hilfsmitteln – seien es Hörgeräte, Cochlea-Implantate (implantierte Hörprothesen für Gehörlose, der Hörnerv nicht funktionsgestört ist) oder andere Hörhilfen – weiterhin auf visuelle Kommunikation angewiesen. Das heißt, sie müssen Lippenablesen, müssen Gebärdensprache – die die Lautsprache unterstützenden Gebärden – oder Schriftsprache benutzen und sind für ihre Kommunikation auf ihre Augen angewiesen. Zu dieser Gruppe zähle ich mich selbst. Hier sind die Bedarfe wesentlich höher, und es ist schwieriger, die Kommunikation reibungslos zu gestalten. Ein großer Teil stützt sich dann auf die Gebärdensprache. Es gilt aber auch, noch weitere Bereiche neu zu entwickeln. Die Erforschung der Gebärdensprache begann schließlich erst in den 1960er Jahren, das ist gerade mal fünfzig Jahre her. Für eine Wissenschaft ist das ein noch sehr junger Forschungszweig, und so liegen noch viele Bereiche brach. Wir stehen heute in der Forschung zur Gebärdensprache dort, wo man im 15. Jahrhundert bei Gutenberg und dem Buchdruck stand. Damals hatte man auch gesagt: "Wofür braucht man denn Bücher, wer soll die denn lesen?" Heute haben wir genau die gleiche Situation: „Wer nutzt denn die Gebärdensprache? Was sollen beispielsweise Gebärdensprach-Filme bringen?“ Da muss man weiter forschen. Es gibt zum Beispiel noch keine Suchmaschine für die Gebärdensprache, die gebärdensprachliche Inhalte finden kann so wie Google es bei der Textsuche ermöglicht. Über die Jahrhunderte hinweg hat die Gehörlosen-Gemeinschaft von mündlichen Überlieferungen gelebt. Es gibt kaum Möglichkeiten, 300 bis 400 Jahre zurückzublicken und zu prüfen, wie damals gehörlose Menschen gelebt haben. Wenn wir heute Bücher lesen, die aus dem 17. oder 18. Jahrhundert stammen und von gehörlosen Menschen berichten, dann kann man davon ausgehen, dass sie von Hörenden geschrieben wurden, die mit Gehörlosen zusammengearbeitet oder kommuniziert haben – aber nicht von den gehörlosen Menschen selbst.

Wir sind noch weit entfernt davon, einen vollständigen Ausgleich für die Kommunikationsbarrieren und eine vollständige Barrierefreiheit für gehörlose Menschen zu erreichen. Es wird noch lange dauern, bis gehörlose Menschen ohne Nachteile voll in die Gesellschaft integriert sind, vor allem auch, weil hierzu noch viele wissenschaftliche Ansätze und Untersuchungen fehlen. Das liegt auch daran, dass nur wenig Interesse und

Verständnis für das Leben von Menschen mit visueller Kommunikation vorhanden sind und entsprechend wenig investiert und gefördert wird. **So lange noch das medizinische Modell vorherrscht und deshalb vorzugsweise in technische Anwendungen wie das Cochlea-Implantat investiert wird, werden der gebärdensprachlichen Forschung wichtige Mittel vorenthalten. Ich finde diese einseitige Sichtweise mehr als ärgerlich, auch weil ich weiß, dass es mit der Gebärdensprache viele andere Vorteile gibt,** beispielsweise lässt sich mittels der Gebärdensprache relativ leicht eine weltumspannende Kommunikation herstellen und auch den friedvollen Austausch von Völkern fördern. Zudem lässt sich mittels der Gebärdensprache die kognitive Entwicklung von Kleinkindern im sprachlichen Bereich stark fördern. Es gibt viele weitere Beispiele, die die Vorteile der Gebärdensprache im Alltag demonstrieren und sich unter dem Namen ‚Deaf Gain‘ als neuer Forschungszweig herauskristallisieren.

Kulturelle Teilhabe und Arbeitsmarkt-Teilhabe: mangelhaft

Inwieweit ist heute eine Hörbehinderung ein Nachteil für die kulturelle und arbeitsmarktpolitische Teilhabe?

Hörbehinderte Menschen haben Schwierigkeiten, Informationen zu verstehen, aber auch Informationen so zu verarbeiten und aufzubereiten, dass sie von anderen verstanden werden. Wenn wir das auf den kulturellen Bereich übertragen, dann ist es nicht verwunderlich, dass nur wenige gehörlose Menschen Museen besuchen. In vielen Museen stehen Informationen in Schriftsprache bereit, die gehörlose Besucher*innen nicht ausreichend verstehen. Sie schauen sich dann die Bilder und Exponate an, kennen und verstehen aber den kulturgeschichtlichen Kontext nicht. Den hat man ihnen in der Schule nicht vermittelt. Dieser Sachverhalt zieht sich wie ein roter Faden durch fast alle Lebensbereiche, weil Informationen aus dem Fernsehen, dem Radio, aus Büchern und auch aus den Schulen fehlen. Das bedeutet, viele gehörlose und hörbehinderte Menschen haben einen niedrigen Bildungsstand und entsprechend oft keine hochqualifizierten Berufe. Viele sind froh, wenn sie ihre normalen Arbeitsleistungen erbringen können und dadurch akzeptiert werden. Zufrieden sind sie damit nicht. Viele haben das Gefühl, eigentlich viel mehr leisten zu können und aktiver dabei sein zu können, wenn sie mehr wissen und verstehen würden.

Wie sehen Sie die Integration von Menschen mit Hörbeeinträchtigungen in den ersten Arbeitsmarkt?

Ich weiß nicht, ob man da nicht zwischen Menschen mit Behinderung und Menschen mit Hörbehinderung unterscheiden muss. Sicherlich haben Menschen mit Hörbehinderung im Prinzip körperlich wenige bis keine Einschränkungen, und diese Einschränkungen beziehen sich nur auf den Bereich der Kommunikation. Setzt man Menschen mit Hörbehinderung in wenig kommunikativen Bereichen ein und haben sie die gleichen Qualifikationen wie Menschen ohne Behinderung, sollte eine vollständige Integration am ersten Arbeitsmarkt kein Problem darstellen.

Aber wenn es sich um Berufe handelt, die viel mit Kommunikation und auch mit einer höheren Bildung zu tun haben, dann gibt es meines Erachtens für Menschen mit Hörbehinderung nur wenige Chancen, beruflich Fuß zu fassen. Es liegt nicht allein an den fehlenden technischen oder auch finanziellen Ressourcen, sondern zum großen Teil auch an den Barrieren in den Köpfen. Inklusion ist derzeit zwar ein beliebtes Schlagwort, aber auch sehr stark ideologisch geprägt. Es wird noch lange dauern, bis Inklusion sich wirklich bis zum letzten Arbeitsplatz durchsetzt. Momentan ist die Arbeitsplatzgestaltung noch stark

davon geprägt, dass es ausreichend Menschen gibt, mit denen eine Stelle besetzt werden kann. Entsprechend hat sich der oder die einzelne Arbeitnehmer*in anzupassen. Aus meiner Sicht wird es hier in absehbarer Zeit zu einem Umdenken kommen. Die Arbeitgeber werden begreifen, dass ein Wandel erfolgen muss, wenn sie freie Stellen besetzen und ihre Unternehmensziele erreichen wollen. Sie werden erkennen, dass sie die Arbeitsplätze an die Menschen anpassen müssen und erfahren, dass in jedem Menschen etwas Besonderes steckt. Davon können besonders behinderte Menschen profitieren. Bisher ist es so, dass das „Anderssein“ in Deutschland einen schweren Stand hat und von jedem Bürger, jeder Bürgerin erwartet wird, sich diesem Anpassungszwang zu unterwerfen, solange er oder sie vom Wohlstand in unserer Gesellschaft profitieren wollen.

Zurzeit sind wir noch stark im mathematischen und medizinischen Modell gefangen und versuchen, die Menschen zu „reparieren“, wenn sie von der „Norm“ abweichen. Das Bundesstatistikamt sagt uns, wie der durchschnittliche Mensch ist oder zu sein hat. DIN-Normen sagen uns, wie Dinge zu sein haben. Diese durchgreifende Standardisierung lässt keinen Platz für rechts oder links und lässt uns glauben, dass wir so effizienter arbeiten und leben können. Es wird dabei aber übersehen, dass viele Menschen aus diesem Raster herausfallen. Man spricht dann von einem „Kollateralschaden“ und nimmt in Kauf, dass dreißig bis vierzig Prozent der Menschen in Deutschland am Rande der Gesellschaft leben. Mit dieser Haltung beraubt sich aber Deutschland seiner Zukunft. Wir sind dabei, eine überalterte Gesellschaft zu werden, uns gehen die Arbeitskräfte aus. Es wird jetzt schon von unbesetzten Stellen und von Fachkräftemangel gesprochen. Wir kommen allmählich in die Situation, hier umdenken zu müssen. Unser demografisches Modell erlaubt uns nicht mehr, den Anpassungszwang stringent durchzuhalten. Wir müssen uns langsam den Rändern unserer Gesellschaft zuwenden und uns dem Anderssein, einer gewissen Vielfalt, öffnen, wollen wir Deutschland nicht langfristig an die Wand fahren. Das bedeutet auch, wir müssen unseren Umgang mit und unsere Einstellung gegenüber behinderten Menschen ändern und überlegen, wie wir sie als vollwertige Arbeitskräfte einbinden können. Es gilt also künftig die Frage zu beantworten, wie wir die Arbeitsplätze an die Menschen anpassen können, damit diese leistungsfähig werden können – und nicht umgekehrt. Das alte Prinzip des Taylorismus, das eine rein ökonomische Effizienz verfolgt, hat ausgedient. Hier sehe ich in naher Zukunft eine große Chance für die Einbindung behinderter und natürlich auch die darunter befindlichen hörbehinderten Menschen. Dann steigen auch die Chancen, dass behinderte Menschen eine bessere Ausbildung und Qualifikation erhalten.

Die Gebärdenwerk GmbH – Vorreiter für inklusive Arbeitsmarktpolitik

Was muss als erstes verändert werden, um eine inklusive Arbeitsmarktpolitik etablieren zu können?

Das will ich am konkreten Beispiel unseres Unternehmens, der Gebärdenwerk GmbH („Die Spezialisten für Gebärdensprache“), zeigen: Als wir vor 14 Jahren angefangen haben, gab es viele Bereiche und auch die Qualifikationen noch nicht, die wir für Übersetzungsleistungen gebraucht haben. Vieles haben wir neu entwickelt und uns angeeignet. Wir kamen aus unterschiedlichen Berufen, teils auch aus völlig fachfremden Bereichen. Was uns geeint hat, war unsere Sprache, die Gebärdensprache, und unsere Vision, dass wir Dienstleistungen und Produkte für gehörlose Menschen und die Gebärdensprache brauchen. Wir haben überlegt, was unsere gehörlosen wie auch hörenden Mitarbeiter können und was nicht. Wichtig war, dass wir alle in der Gebärdensprache kommunizieren – eine verkehrte Welt.

In diesem Zusammenhang haben wir dann auch geprüft, was wir für unsere Kunden leisten können und müssen. Manchmal versuchen wir auch, die Anforderungen der Kunden zu modifizieren, weil sie oft keine konkrete Vorstellung davon haben, was gehörlose Menschen wirklich benötigen. Wir beraten also auch unsere Kunden und sorgen dafür, dass sie die Zielgruppe der gehörlosen Menschen auch wirklich erreichen. Es bedarf dafür einer anderen Sichtweise. Die Anpassungsleistung an die gehörlosen Mitarbeiter führt also auch dazu, die Anforderungen der Kunden zu verändern und anzupassen. Das klingt ziemlich ungewohnt, vor allem, wenn man bedenkt, dass viele Menschen im Service-Bereich dazu angehalten werden, den Kunden als König zu behandeln. Bei uns hat dieses Prinzip aus guten Gründen Grenzen. Es kann in letzter Konsequenz auch dazu führen, dass wir bestimmte Aufträge nicht annehmen, weil wir sie nicht für sinnvoll halten.

Aber wir sind auch als Unternehmen ins große Geflecht der Wirtschaft eingebunden und können nicht allem „entfliehen“. So sind wir beispielsweise bei der Kommunikation mit der Außenwelt auf Gebärdensprachdolmetscher angewiesen und bekommen Zuschüsse vom Integrationsamt, um das bewerkstelligen zu können. Was hier eher banal klingt, ist aber nicht ganz so einfach zu bekommen: Spätestens, wenn es beim Antragsverfahren um die Nachweise einer Leistungsberechtigung geht, führt das oft zu einer Diskussion über Sinnhaftigkeit. Es liegt dann im Auge des Betrachters, ob eine Förderung bewilligt wird oder nicht. Das gilt besonders für unser Unternehmen, weil wir es ganz neu aufgebaut haben und dafür noch so gut wie keine Vergleichsmöglichkeiten gab, an denen sich beispielsweise das Integrationsamt, die Bundesagentur für Arbeit oder auch die Banken hätten orientieren können. Gerade in der Startphase des Unternehmens, die schon kompliziert genug war, war die Bürokratie nicht sehr förderlich. Lange Zeit hingen wir in der Luft und wussten nicht, ob unsere Gebärdensprachdolmetscher auch wirklich bezahlt würden. Diese finanzielle Unsicherheit gerade in der Anfangszeit nagt an den Nerven. Ich habe dann zuweilen zu spüren bekommen, dass es außerhalb des Vorstellungsrahmens lag, dass behinderte Menschen sich selbstständig machen. Würde ich von einem Unternehmen angestellt werden, bekäme das Unternehmen für mich satte Zuschüsse. Mache ich mich aber selbstständig, bekomme ich diese finanzielle Zuwendung nicht. Fast witzig mutete es in der Anfangsphase an, dass wir drei Gehörlosen ein Integrationsunternehmen gründen wollten: Nach den gesetzlichen Vorgaben müssen mindestens 25 %, aber höchstens 50 % behinderte Menschen in einem Integrationsunternehmen tätig sein können. Demnach hätten wir erst mal drei nichtbehinderte Menschen einstellen müssen, um Förderungen als Integrationsunternehmen zu erhalten.

Bei meinem letzten Aspekt einer inklusiven Arbeitsmarktpolitik werde ich ganz tief in ein Wespennest stechen: Viele Menschen feiern den besonderen Kündigungsschutz für behinderte Menschen. Ich persönlich halte davon nicht viel. Nach meiner Erfahrung führt dieser besondere Kündigungsschutz dazu, dass behinderte Menschen erst gar nicht zum Vorstellungsgespräch eingeladen werden. Sie bekommen gar nicht erst die Möglichkeit, sich zu zeigen und zu beweisen. Selbst, wenn es doch zu einer Anstellung kommt, ist das dann eher ein befristetes Arbeitsverhältnis. Das ist eigentlich nicht das, was behinderte Menschen wollen. Viele wollen eine echte Chance, um sich beweisen zu können. Darum sage ich: Weg mit dieser Hürde – gerade bei Einstellungen von jungen und leistungsfähigen behinderten Menschen – und damit auch weg mit dem Stigma „Behinderte kann man nicht einstellen, weil man sie nicht notfalls auch entlassen kann.“ Wenn behinderte Menschen eine gute Ausbildung bekommen, wenn sie die gleichen Chancen haben und Zuwendungen bekommen wie andere auch, dann sieht die

Welt schon ein bisschen anders aus. Wenn aber einem jungen behinderten Menschen gesagt wird: „Du schaffst es nicht, dein Weg ist vorgezeichnet, die Sackgasse heißt Behindertenwerkstatt“, dann glaubt der das irgendwann wirklich und begehrt nicht auf.

Was brauchen junge wilde hörbehinderte Sozialunternehmer*innen heute, um ein Unternehmen aufzubauen?

Zunächst das Gleiche wie für jede Unternehmensgründung: Neben einer guten Qualifikation muss es eine zündende Idee geben, für die man brennt. Die besondere Würze ist dann die Unternehmerpersönlichkeit, hier gepaart mit einer Hörbehinderung. Da das in der Regel mit einer eingeschränkten Kommunikation einhergeht, muss man sogar mehr tun, als diese Einschränkung nur auszugleichen. Denn ein*e hörbehinderte*r Unternehmer*in wird genau beobachtet, wie er oder sie die Aufgabe meistert und welche Erfolgswahrscheinlichkeit sich daran abmessen lässt. Das gilt besonders für die Ämter, die für die Zuschüsse aus dem Nachteilsausgleich sorgen sollen. Hörbehinderte Unternehmer*innen müssen also nicht nur die anderen Marktteilnehmer von der eigenen Idee zu überzeugen, sondern auch die Behörden. Das gleicht fast einem doppelten Spagat. Ich habe es daher so gehalten, dass ich die Behörden, insbesondere das Integrationsamt, von Anfang an mit in meine Konzeption eingebunden habe und bin damit gut gefahren. Das gilt besonders dann, wenn ich plane, weitere behinderte Menschen einzustellen. Das ist nicht immer einfach, weil Behördenvertreter ein bestimmter Typus Mensch ist, der sich nicht so leicht von einer Idee oder der Begeisterung anderer einfangen lässt. Hier muss ich mich in deren Lage hineinversetzen, muss erfühlen, was ihnen wichtig ist und entsprechend anders auftreten oder argumentieren. Behörden verwalten nicht ihr eigenes Geld, sondern das der Steuerzahler und entscheiden entsprechend anders, als wenn um die eigene Investition ginge. Dem Rechnung zu tragen, kann sehr mühsam sein und erfordert einen hohen bürokratischen Aufwand. Es gilt daher, gründlich zu überlegen, ob man das Geld wirklich braucht, denn die Antragstellung kostet viel Zeit und Energie, die dann an anderer Stelle fehlen kann.

Hier verweise ich auch gern auf die berühmte Stanford-Rede von Steven Jobs (Rede des Unternehmers und Mitbegründers von Apple Inc. vor Absolventen der US-Elite-Universität Stanford, 2005), die mit den Worten „Stay hungry, stay foolish“ („Bleiben Sie hungrig, bleiben Sie verrückt“) endet. Nichts mehr und nichts weniger als diese vier Worte kann ich jedem*r Gründer*in mit auf den Weg geben.

Sie sind in vielen Bereichen engagiert. Was steht momentan auf Ihrer Agenda?

Ganz vorn steht der Wunsch, Gebärdensprache komplett neu zu erfinden. Gerne würde ich dieses Unternehmen oder auch ein neues Unternehmen in eine Richtung bringen, in der es aus dem Nischengeschäft herauskommt und Produkte oder Dienstleistungen erstellt, die nicht mehr unmittelbar mit Barrierefreiheit zu tun haben. Das wäre noch einmal eine ganz besondere Herausforderung.

Beim Gehörlosenverband Hamburg geht es darum, den Verband auf so feste finanzielle Füße zu stellen, dass er noch größeres politisches Gewicht bekommt. Mir fehlt insbesondere die Öffentlichkeitsarbeit und damit verbunden eine stärkere Einbindung in die politische Mitarbeit. Das ist mir momentan noch zu dürftig.

Entspannung mit Hörbeeinträchtigung

Wer ist Ralph Raule ganz privat?

Was ist schon privat bei so vielen Aktivitäten? Freizeit ist bei mir ein seltenes Wort. Ich verbringe sie überwiegend mit meinen drei Kindern und meiner Frau. Ich kann schon sehr streng mit meinen Kindern sein, aber eben auch sehr albern und verspielt. Ich erzähle gerne Geschichten und kaspere dabei herum. Dabei habe ich zuweilen auch schon mal einen tiefgründigen, fast schon schwarzen Humor. Es sind Seiten an mir, die die Öffentlichkeit weniger kennt und sich auch nicht wirklich vorstellen kann.

Wie hören Sie Musik? Was bedeutet für Sie Musik?

Da ich Hörgeräte trage und auch eine Hör-Erinnerung habe, kann ich Musik wahrnehmen. Ob ich Musik so wahrnehme wie Hörende, das weiß ich definitiv nicht und glaube es auch nicht. Hörgeräte vermitteln einen anderen Klang, der angeblich wenig an das natürliche Hörerlebnis herankommt. Es ist oft von einem blechernen oder metallischen Klang die Rede. Dennoch gibt mir Musik viel. Es ist die perfekte Ablenkung von den vielen unangenehmen Geräuschen, die ich um mich herum habe und oft nicht zuordnen kann. Und so nutze ich jede Minute mit Musikhören, weil das steuerbarer und angenehmer klingt, als das, was mir das Mikrofon meiner Hörgeräte sonst so an Klang weitergibt. Hören als solches ist da oft unangenehm, deshalb bevorzuge ich dann selbst gewählte Musik, noch vor der gänzlichen Stille. Stille selbst ist aber auch ein wunderbarer Moment, den ich mir im Stress des Alltags öfters gönne. So gesehen kann Taubheit auch Vorteile haben.

Was stärkt Sie?

Die vielen dankbaren Gesichter der gehörlosen Menschen, wenn sie mich sehen und ich das Gefühl habe, mein Wirken kommt wirklich an und trägt dazu bei, dass sich ihr Leben spürbar verbessert.

Was lieben Sie?

Meinen Kindern Geschichten zu erzählen oder ein tolles Buch vorlesen und ihre leuchtenden Augen dabei zu beobachten. Oder: Mich in einen ruhigen und abgeschiedenen Raum zurückziehen, dabei ein gutes Buch lesen und ganz darin zu versinken. Im Internet zu surfen kann denselben Zweck erfüllen.

Wie entspannen Sie sich?

In der Stille des Moments. In den Armen meiner Frau liegend mit unseren Kindern zusammen einen spannenden oder lustigen Film anschauen, natürlich nur mit exzellenten Untertiteln und im Originalton, damit das Lippenablesen auch funktioniert.